



**UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN**

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

## **In Gängen und Höfen**

**Loewenberg, Jakob**

**Hamburg, 1907**

I.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-29327**

I.

Stichtag!

Ein tiefgrauer Novemberhimmel liegt dumpfbrütend auf Stadt und Hafen. Träge und massig windet sich der Rauch aus Schloten und Schornsteinen hervor; die Giebel der Häuser, die Dächer und Erkerspitzen verschwimmen im Nebelgrau, und über sie hinaus ragt wolkenhoch eine düstre, finstre Gestalt: der Michaelskirchturm.

Es regnet nicht, aber überall ist es naß; die Fahrwege schmierig und schlammig, die Fußsteige glatt und schlüpfrig; es ist, als ob die Feuchtigkeit aus der Erde hervorquelle. Schwere Tropfen zittern an den fahlen Lindenzweigen und an den falben Blättern der Ahorn- und Ulmenbäume.

In den Straßen, Gassen und Gängen herrscht ein bewegtes und bewegendes Leben und Treiben. Was nur ein Rad hat und sich Fuhrwerk schimpft, ist heute aus seinem beschaulichen Dasein aufgerüttelt worden; vom großen Möbelwagen an bis zur schottischen Karre hinab dient alles dem einen Zwecke des Umzuges.

Hochbeladen schwanke die Wagen einher. In Kisten und Kasten, in Koffern und Körben, in Säcken und Betttüchern ist eingepackt, was niet- und nagellos war. Besorglich schreitet der Besitzer neben dem Wagen, hinter demselben geht die Mutter, die Lampe in der einen, den Spiegel in der andern Hand, die Tochter folgt mit einigen Blumentöpfen; der waghalsige Junge aber hat hoch oben

neben dem Kutscher Platz gefunden und schaut vergnügt hinunter auf alle, die zu seinen Füßen krabbeln.

Mannigfach wie die Wagen sind die Zugtiere: Starkknochige Dänen, verabschiedete Droschkengäule, magere Klepper, Esel und Hunde. Die ganz „kleinen“ Leute aber, die von Jugend auf gewohnt sind, im Joch zu gehn, spannen sich selber vor. Es ist nicht der schlimmste Strang, an dem sie ziehen; es geht einer Veränderung entgegen, und da flattert immer die Hoffnung voraus.

Das ist ein Lärmen und Poltern beim Auf- und Ab- laden, ein Stoßen und Drängen der Fußgänger, ein Schreien und Fluchen der Kutscher! Krach, da prallen zwei Wagen zusammen, und hoch im Bogen fliegen Betten und Stühle aufs Pflaster. Die Kutscher fluchen und wettern, die Kinder jubeln, und im Nu umstehen Hunderte von Zuschauern die feindlichen Brüder. So eilig hat's keiner, daß er nicht für ein solch ergögliches und billiges Schauspiel noch Zeit fände. Gerade sind die streitenden Parteien friedlich auseinandergekommen, als hinten um die Ecke gemächlichen Schrittes ein Konstabler naht, um auch hier wie überall nach dem Rechten zu sehen.

Er hat einen schweren Dienst heute, der geplagte Mann. Hauswirt und Mieter nehmen ihn gleich stark in Anspruch. Stundenlang muß er in einer Terrasse, in einem Gang aufpassen, daß der zahl säumige Mieter nicht austrücke, um endlich zu seinem lauten Schrecken und vielleicht zu seiner geheimen Freude zu erfahren, daß die Sachen durch ein Hinterfenster hinausgeschafft sind, oder daß der Altermieter sie vor seinen eigenen Augen in Sicherheit gebracht hat. Erleichtert will er von dannen schreiten, da stürzt ein Kellerladeninhaber zu ihm heran: „Konstabler, wenn Sie die verdammten Jungens nich das Feueranmachen verpurren, denn gibt's en Brand wie Anno 42!“

Vor jedem Hause, das er heimgesucht, hat sich der Umzug, wenn nur auch auf wenige Stunden, ein Denkmal gesetzt. Fußhoch liegen Schutt und Gerümpel umher, von halbverfaultem Stroh oder Seegras bedeckt. Zerbrochene und beschädigte Kannen, Töpfe und Tassen, invalide Geräte jeder Art, lange geschont und geehrt, hier endigen sie unrühmlich ihr Dasein; altes Fußzeug, Hüte, Blechdosen, Bürsten gesellen sich ihnen in friedlichem Vereine zu, ja sogar ein Weihnachtsbaum, an dessen dünnen Zweigen noch ein Goldflitter flimmert, träumt inmitten der trostlosen Umgebung von vergangener Herrlichkeit.

Mit langen Säcken und Stangen nahen die „Naturforscher“, um in dem Schutt nach allem zu suchen, was noch irgendwie nützlich zu verwenden ist. Die Kinder sind ihnen behilflich; was sich aber als Spielzeug gebrauchen läßt oder sonst einen Wert für sie hat, behalten sie für sich selber. Da springt plötzlich ein kleiner, zerlumpter Bursch in die Höhe, schneidet Grimassen wie ein Affe und jubelt: „Hurra! hurra!“ Die andern umscharen ihn: „Wat heft du funn'n?“ „Hurra!“ schreit er wieder und zeigt ihnen die offenen Falten eines alten Portemonnaies. „En Penn, en Penn! hurra!“ Und nun stürzen alle auf den Schutthaufen los, um nach alten Portemonnaies und verborgenen „Penns“ zu suchen.

Kaum ist der Sammler fortgegangen, da zieht einer der Burschen ein Feuerzeug hervor, und im Nu ist der Haufen angezündet. Das schmort und schwält ein Weilchen, dann steigt ein dicker Qualm auf, und ein stinkender, den Atem raubender Rauch wälzt sich durch die Gasse. Hurtig pustet der Wind in den Brand, die Flamme schlägt auf; die Kinder umhüpfen jubelnd das Feuer, und die mutigsten springen gar darüber. Das ist ein Fest! Schade, daß nur zweimal im Jahre Stichtag ist!

„Guschi, de Ul kummt, de Ul!“ ertönt plötzlich ein Schrei, und verschwunden ist der kleine Brandstifter und mit ihm die verwegensten der Genossen. Als der Konstabler herankommt, ist es wieder zu spät; er kann nichts mehr tun, als löschen helfen.

Der Knabe aber läuft von dem großen Bäcker gang durch einen dunkeln Torweg in einen schmalen Hof hinein, reißt eine der Haustüren auf und stürzt in die Wohnstube, wo eine muntere Gesellschaft beim dampfenden Grog sitzt.

„Guschi, wie siehst du aus! Wo kommst du her, Jung?“

„Sie sind all verbrannt!“ ruft der Knabe frohlockend und springt in die Höhe.

„Wer denn, Jung?“

„Die Wanzen un Flöhe, Vater. Junge, was 'n Feuer, so hoch! Das knisterte ordentlich! Und wie der Ul kam, rums war ich weg!“

„Has gut gemacht, Jung, komm her und trink'en Schluck.“

Die Mutter, eine kleine, rundliche Frau mit hellen, klaren Augen machte erst ein böses Gesicht; aber dann schenkte sie doch dem großen „Sleef“, ihrem Liebling, eins ein.

Guschi wollte trinken.

„Stopp,“ sagte der Vater und stand von seinem Sitz auf. Eine hohe breitbrüstige Gestalt, fast stieß er unter die Decke. Über sein breites, bartumrahmtes Gesicht lief ein verschmiztes Lächeln, und seine blauen Augen glänzten hell, als er sein Glas erhob und also begann: „Un nu, verehrte Anwesende, wollen wir das machen wie in die vornehmen Gesellschaften. Die Wanzen un Flöhe sind tot, Guschi soll Kammerjäger werden, un nu laßt uns anstoßen: Es lebe die neue Wohnung!“

Alle hörten erstaunt zu. Solch eine Rede hätten sie dem Adje Lorenzen nimmer zugetraut.

„Das hast du aber fein gemacht!“ sagte die kleine Frau begeistert.

„Nu aber auch anstoßen, Kinnerß, die neue Wohnung soll leben!“

Die Gläser klangen, daß die Tropfen auf den Tisch flogen.

„Un viel Glück darin!“ fügte die Mutter hinzu.

„Un viel Gesundheit,“ sagte halblaut Marie, die bleiche Nachbarsfrau, und drückte ihr kleines Töchterchen fester an sich.

„Un hunderttausend Mark!“ schrie ihr Mann, Jan Ström, so laut, daß die Kleine, welche in der Mutter Arm eingeschlafen war, erschreckt erwachte.

„Hunderttausend Mark, das is das beste,“ wiederholte er.

„Sie sollen auch leben,“ rief Adje, „hoch! hoch!“ Und wieder klangen die Gläser, so laut und froh, daß die hunderttausend Mark ihre helle Freude daran gehabt, wenn sie's nur gehört hätten. Sie waren aber noch weit weg.

„So Kinnerß,“ sagte Adje, nachdem sie die Gläser leer getrunken, „der Grog is alle, un nu müssen wir an die Arbeit un ihr auch. Aus'm Größten seid ihr raus. Aber Frauensleute, nich lange geklönt un allens fein gemacht, bis die Herren Männer nach Haus kommen. Un Guschi, hilf tüchtig, un laß mir die Wanzen und Flöh in Ruh. Gu'n Morgen!“

„Gu'n Morgen!“

Die beiden Männer nahmen die Kruke mit Kaffee nebst dem ins Taschentuch gebundenen Frühstück in die Hand und schritten zur Tür hinaus, dem Hafen zu.

„Er is doch 'n smucken Kerl, mein alter Brummbär,“ sagte Frau Katharine, „aber nu auch an die Arbeit! Bleib sitzen, Marie, ich mein bloß Guschi un mich; dein Mann hat uns geholfen, nu helfen wir dir.“

Auf dem Boden herum lagen mehrere Bündel, in

denen Betten, Wäsche und Zeug gepackt war; daneben standen ein paar Stühle, ein kleiner Tisch und ein Schemel. Die Bettlade und die Kommode hatten die Männer schon fortgeschafft.

Die kleine Frau nahm ein Bündel auf den Kopf, ein anderes unter den Arm; der Junge folgte mit zwei Stühlen. Sie gingen zum Torweg hinaus in den Bäcker- gang und bogen dann nach wenigen Schritten wieder in einen schmalen Gang ein, von dem sich mehrere Gäßchen und Höfe abzweigten. Vor einem Torweg stand in halb- verwischten schmutzigen Buchstaben: Blums Wohnungen. An einem Pfosten hing ein hölzernes Schild mit der In- schrift: Willi Witt, Gelegenheitsdichter.

Frau Katharine blieb unschlüssig stehen, aber Guschi sprang vor und rief: „Das is der Blumenhof, Mama, der dritte Sahl, komm man, ich weiß Bescheid.“

Er ging voran durch den dunkeln Gang, der einige holperige Stufen hinaufführte. Der Weg war so eng, daß nicht zwei Menschen nebeneinander hergehen konnten. Die alten verfallenen Häuser lehnten sich müde aneinander. Jedes Stockwerk stand etwas vor, so daß die Giebel sich fast berührten. Dicke Balken zogen sich von Haus zu Haus quer über die Gasse, sie dienten den morschen Ge- bäuden zur wechselseitigen Stütze. Die Vorderwände be- standen fast nur aus Türen und Fenstern. Wie hohläugige Bettler standen die Häuser da, ausspähend nach jedem Lichtstrahl, nach jedem frischen Luftzug; aber nur selten verirrten sich dergleichen köstliche Dinge in diese Gassen.

Guschi hatte die Tür geöffnet.

„Mama, paß auf, nimm den Packen vom Kopf!“

Sie schritten vorsichtig die schmale Sahlstreppe hinauf, sich mit der einen Hand an dem schwarzen, schmierigen Strick haltend, der statt des Geländers diente.

Im dritten Stock blieben sie stehen.

„Hier is Ströms Wohnung,“ sagte Gufchi, und öffnete eine Thür.

Durch die beiden niedrigen Fenster drang ein matter Lichtschimmer und zeigte die Bettlade und die Kommode in dem kleinen Vorderzimmer. Nachdem sich das Auge an das Dunkel gewöhnt, gewahrte man noch eine Thüröffnung, die zu einem engen, finstern Raum führte, der noch nie das Tageslicht gesehen hatte. Eine Art Herd füllte ihn fast ganz aus. Er sollte die Küche vorstellen.

„Das is Eine ihre Arrestkammer,“ scherzte der Junge.

„Das is 'n Unglück!“ seufzte die kleine Frau und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Noch zweimal ging sie mit ihrem Knaben denselben Weg; dann sagte sie zur Nachbarin: „So, Marie, nu sind die Sachen alle oben, nu mußt du sehen, wie du fertig wirs. Lise und Heini warten auf uns, wir müssen gehen.“

„Kathrin, mir ist so bang zumut.“

„Dumme Deern, immer den Kopf oben behalten!“

„Du hast gut reden, ihr zieht aus'm Elend raus und wir ziehn mittenmang.“

„Is doch man bloß für 'ne kurze Zeit, halt dich diesen Winter man gesund. Jan muß fix was verdienen, un nächstes Frühjahr zieht ihr auch nach'm Müllergang; da is noch grad so 'ne kleine Wohnung leer, wie wir haben.“

Marie nahm ihr Kind an die Hand und wandte sich zum Gehen. An der Thür kehrte sie noch einmal um.

„Das Kind wollte dir noch die Hand geben.“

„Adjüs, mein Deern.“

„Adjüs, Tante.“

„Kathrin“ sagte Marie mit bebender Stimme, „wir haben nu drei Jahr bei'nder gewohnt, un haben uns immer gut vertragen.“

„Das haben wir auch un so soll es auch bleiben. Nächsten Sonntag kommst du mit Jan un das Kind zu uns, un denn trinken wir 'n gemütlichen Kaffee zusammen.“

„Aber denn bin ich nich mehr da, Lina,“ rief Gusch, „soll ich denn keine Hand haben? Ich geh' nu auch weg, ganz weit weg, nach Amerika!“

Die Kleine machte ein Mäulchen und wollte weinen.

„Na, sei man still, Lina,“ beschwichtigte der Knabe und strich ihr über das blonde Haar, „ich komm bald wieder un denn bring ich dir 'n Puppe mit — so groß!“

Marie war hinausgegangen. Katharine hatte all ihr Hab und Gut schon frühmorgens im Verein mit Adje und Jan zur neuen Wohnung im Müllergang geschafft, wo Elise, ihre Älteste, mit dem kleinen Heinrich auf sie wartete. Ein Korb mit Glas und Porzellanwaren war noch zurückgeblieben; sie hing ihn an den Arm und sagte zu dem Knaben: „Gusch, nimm Vater sein Sonntagsbrock, schmeiß ihn aber nich in'n Dreck, un nu laß uns gehen.“

Bevor sie aber hinausging, durchmusterte sie noch einmal Küche, Wohn- und Schlafzimmer; es konnte doch vielleicht etwas Wertvolles vergessen sein. Gerade die besten Sachen verstecken sich manchmal in einer Ecke, wo man sie am wenigsten sucht.

Sie fand nichts; aber kaum war sie draußen einige Schritte weit gegangen, als sie wieder in die leeren Räume zurückkehrte. Was wollte sie nur? Zehn Jahre hatten sie in dieser dumpfen, armseligen Gasse gewohnt, zehn Jahre voll Arbeit und Not und Entbehrung. Immer hatte sie darauf gehofft, einmal hinauszukommen, einmal dahin, wo sie die Arme frei ausstrecken könnte, wo es so recht helles Licht gebe und frische Luft, so viel man atmen wollte. Sie hatten einen guten Sommer gehabt; ihr Adje hatte außer dem Tage auch noch manche Nacht draußen auf

der Werft gearbeitet. Freilich, die Knochen waren ihm manchmal wie zerschlagen; aber es war doch ein schön Stück Geld, was er verdiente. Sie selber hatte auch noch Glück gehabt. Ihre Freundin Marie paßte auf den Kleinen, und da konnte sie jeden Morgen ein paar Stunden in einem fremden Hause arbeiten. Es war nicht viel, was sie bekam, aber es half doch mit. So war es ihnen mit einem Male geglückt, was sie bisher noch nie fertig gebracht: sie verdienten mehr, als sie gebrauchten. Trotzdem wären sie noch nicht ausgezogen, hätte der Hauswirt nicht die Miete gesteigert — und wären die Kinder nicht so groß geworden. Ja, ja, die Kinder! Sie hatten niemals Schlafburschen genommen, wie sauer ihnen auch oft die Miete geworden war. Sie wollten allein bleiben, allein und rein; wer weiß, was so ein Fremder ins Haus bringt. Aber diese Frauensmenschen, die sich da in der Gasse aufhielten, das war noch viel schlimmer. Der Guschi war zehn und die Elise schon zwölf Jahre alt; die durften das nicht länger mehr vor Augen haben. Die Kinder wußten schon so wie so zu viel und spielten gar zu gern unter den rotbehangenen Fenstern. Wie der Senat so etwas nur dulden konnte! In derselben Straße, wo ehrsame, ordentliche Leute mit ihren Kindern wohnen, dürfen solch verkommene Geschöpfe hausen! Da war sie auf Wohnungssuche gegangen; erst in der Nachbarschaft, dann immer weiter, und endlich hatte sie durch Zufall in dem Müllergang am Heiligengeistfeld nicht weit von der Windmühle gefunden, was sie so lange gesucht hatte. Ihr selber war erst bange vor einer Wohnung mit drei Stuben und einer Küche, und ihr Mann meinte, ein Hafenarbeiter müsse auch am Hafen wohnen; aber endlich gab er doch nach. Und nun, da sie hinein sollte in das neue Glück, ward ihr doch traurig zumute. Sie fühlte unbewußt, daß sie sich von

einem Stück ihres Lebens trennen sollte. Wir wachsen zusammen mit den Räumen, in denen wir wohnen, und noch mehr im Leid als in der Freude. Dies Fenster, durch das wir so oft geschaut, die Türe, durch welche wir gegangen, der Pfosten, an dem wir unser Kind gemessen, jene Ecke, in der wir krank gelegen, sie sind keine toten Dinge mehr, sie leben in uns und mit uns, sie sind ein Teil unsres Seins geworden.

Mit feuchtem Auge sah Katharine noch einmal im Zimmer umher, strich mit der flachen Hand über die kahlen Wände, wischte den Staub von der Fensterbank, und plötzlich durchlief sie ein Schauer. Das war ja nicht mehr ihr Zimmer, das war alles so öde und leer, das war alles still und gestorben!

Sie eilte hinaus. In einer Ecke des Hofes war ein kleiner, freier Gartenraum, nur wenige Fuß im Geviert. Da stand ein Apfelbaum; jedes Frühjahr schmückte er sich wie andre Bäume mit neuen Blättern, zuweilen trieb er auch einige Blüten; aber nie trug er Früchte. Guschl hatte sich sinnend an seinen Stamm gelehnt. Schade, daß er den Rock verwahren mußte, er hätte sonst so gut noch einmal hinaufklettern können.

„Komm Kind,“ rief die Mutter, und in dem Blick, mit dem sie zum Baum hinaufschaute, lag etwas wie Behmut und Dank.

„Adjüs, Fro Lorenzen, adjüs!“ scholl es ihr aus den benachbarten Häusern nach.

„Adjüs!“

Im Torweg begegnete ihnen ein Karren mit den Sachen des neuen Mieters. —

